

Q-finity - Die Zeit findet einen Weg

Von Pete Muller
Tel.: 0151 539 498 34

Kapitel 1 – Deutschland, Hamburg, TransOcean-Building

Es ist nicht leicht, einen Menschen zu töten. Für viele ist es das Schlimmste, was sie sich vorstellen können. Ich bin einer von ihnen.

Schweiß läuft mir über die Stirn. Mein Mund ist staubtrocken, ich beginne zu frösteln und an den Armen bildet sich eine Gänsehaut. Wie zur Hölle bin ich bloß in diese verdammte Situation geraten?

Die Vorbereitung war perfekt. Ich hatte eine Checkliste erhalten, die ich Punkt für Punkt abgearbeitet habe. Alles, was sie angekündigt haben, ist eingetroffen.

Das Sicherheitspersonal im Hamburger TransOcean-Building hat mich ohne Kontrollen durchgelassen. Mein Besucherausweis lag bereit. Darauf heiße ich Jochen Schröter.

Aufzug Nummer 3 steht in der Lobby. Das haben sie vorausgesagt. Ich gehe hinein. Die Tür schließt lautlos und er setzt sich in Bewegung. Ich muss keinen Knopf drücken. Die Kameras sind deaktiviert. Ich bin safe. Alles verläuft nach Plan.

Mein Ziel: das oberste Stockwerk. Dort ist das Büro meines Opfers.

Das TransOcean-Building ist eine der exklusivsten Geschäftsadressen in Hamburg. Nach Süden blickt man auf die Elbphilharmonie. Westlich sieht man den Hafen, und im Norden liegt das Eventschiff ›Großer Michel‹.

Auf der Dachterrasse könnte man die Aussicht genießen. Wenn man lebt und nicht vorhat, einen anderen Menschen zu töten.

Ich versuche mich heranzuschleichen, aber jeder Schritt kostet unglaublich viel Kraft. Es ist fast so, als ob ich mit

Schneeschuhen durchs Watt wandere. Im Halbdunkel trete ich durch die nördlich gelegene offene Tür. Ein leichter Luftzug streicht mir über den Rücken. Mir fehlt die Muße, das zu genießen.

Lautlos betrete ich das Büro. Was bin ich heute? Ein Bediensteter, ein Dieb, ein Attentäter, ein Phantom?

Keine zwei Meter trennen mich von meinem Ziel. Eine Entfernung, aus der man mit einer Pistole treffen kann. Auch wenn man wenig Übung hat.

Die Glock 17 liegt schwer in meiner Hand. Ich habe auf dem Schießstand mit ihr geübt. Drei Schüsse direkt ins Herz. Schnell und präzise. Erst abdrücken, dann schauen. Das habe ich gelesen.

Profis schießen ins Herz, nicht in den Kopf. Dann ist es für das Opfer vorbei. Ich bin bereit, und ich bin hier. Und doch passiert ... nichts.

Der Mann vor mir sitzt an seinem Schreibtisch. Vertieft in seine Arbeit. Auf dem Bildschirm flackern Code und kryptische Zeichen. Er kopiert, löscht und ersetzt. Immer wieder. Wie in Trance. Wie ein Mensch, der nichts anderes kennt als diesen Strom aus Zahlen und Symbolen. Die ganze Szene kommt mir unwirklich vor, wie ein Traum.

Das ist mein erster Mord. Und es wird mein letzter sein, definitiv. Dieses Geschäft macht mir keine Freunde.

Die Geschosse verlassen die Glock fast schneller als der Schall. Für Chang wird der Tod kommen, bevor er den Knall wahrnimmt. Aus dem Nichts. Und dorthin führt er ihn zurück. Kein Schmerz. Kein Wissen. Sein Leben hört einfach auf. Friedlich und schnell.

Bevor ich das Magazin in meine Glock steckte, habe ich mir

Von diesem Tag an dachte ich nur noch an das Angebot.

Jede Scheiß-Minute. Die Anfrage ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Meine innere Logik versagte – sie setzte sich selbst außer Kraft. Ich redete mir etwas ein. Das war kein Mord, das war ein Projekt. Eine Art Mutprobe. Ein verdammter Deal. Die Summe war zu hoch, um darauf zu verzichten. Vor drei Monaten hatte ich den Auftrag angenommen.

1 – 3 – 24 – 43 – 49 waren die Gewinnerzahlen in der Eurolotterie. Die Eurozahlen waren die 2 und die 4. Der Jackpot lag bei 120.005.422 Euro.

In der Zeitung stand, dass der Gewinn an einen Glückspilz aus Nordrhein-Westfalen ging. Dieser Glückspilz war ich.

Aber den Auftrag anzunehmen, ist eine Sache. Den Mord auszuführen, ist eine ganz andere.

Anfangs hatte ich Zeit. Alles war cool; ich fühlte mich fantastisch. Meine Hormone spielten verrückt. Der Rausch hielt an. Bis heute. Ich war jedem Hans und Franz überlegen. Ich war der Auserwählte. Ich war der Gewinner. Hans und Franz waren die Verlierer.

Aber mein Lebensgefühl und meine Körperspannung änderten sich zusehends, je näher der Tag der Wahrheit kam. Und jetzt, da ich hier hinter meinem Opfer stehe und endlich abdrücken muss, ist alles anders.

Jetzt werde ich es zu Ende bringen. Wenn sich Michael Chang umdreht, wird er mich sehen. Was ist mit der Webcam an seinem Monitor? Sieht sie mich?

Immerhin programmiert der Mann KIs. Wurde er bereits gewarnt? Schützen ihn seine Technik und seine Algorithmen? Ich muss endlich abdrücken. Dieser Plan ist alternativlos. Wenn ich jetzt zurückziehe, wird Chang von jemand anderem

erschossen. Und wieder ein anderer wird mich töten. Also, was soll's? Chang ist so gut wie tot. Er weiß es nur noch nicht. Ich habe keine Handlungsoptionen. Ich muss jetzt schießen. Bei drei.

Ich drücke tatsächlich ab. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Der dreifache Knall ist ohrenbetäubend. Der Rückstoß fährt mir ins Handgelenk. Bei den Schießübungen habe ich das so nicht wahrgenommen. Eine Druckwelle bebt in meinem Kopf. Ein leichter Tinnitus bleibt zurück. Das Mündungsfeuer blendet mich und die gleichzeitig ausgeworfene Patronenhülse verbrennt mir die Haut. Sie ist glühend heiß. Der Pulverdampf beißt mir in die Nase. Ich bin hellwach.

Jetzt ist nichts mehr richtig. Alles ist falsch und viel zu spät!

Ich sehe Michael Chang. Getroffen von drei Kugeln kippt er nach vorne und fällt auf seinen Schreibtisch. Dann rutscht er vom Stuhl auf den Boden. Dort bildet sich ein dunkler Fleck – Blut? Der Stuhl rollt weg und kippt um. Ich sehe Blut auf dem Boden, auf dem Glas und auf dem Monitor. Ich habe ein Chaos angerichtet.

Die Gesichtszüge von Chang wirken entspannt. Keine Bewegung,

keine Atmung, kein Leben. Michael Chang – Chairman von MC Tech – ist Geschichte. Es ist Mittwoch, der 14. Mai 2025. Es ist 19:18 Uhr.

Michael Chang starb in Hamburg. Ich habe meine Aufgabe erfüllt. Mein erster Gedanke ist: Chang hat nicht gelitten. Sein Tod hat ihn überrascht. Der Mord ist perfekt. Für ihn hätte es nicht besser laufen können.

Ich habe das gut gemacht. Ohne Emotionen. Eiskalt. Ohne

Angst. Ohne Lust am Töten. Es war ein technisch einwandfreier Prozess. Es war eine saubere Arbeit. Ich habe geliefert. Ich habe 120 Millionen Euro verdient.

Kapitel 2 – Deutschland, Bremen, Park-Hotel

Ich steige in meinen Mietwagen, starte den Motor und fahre los. Das Ticket für die Ausfahrt habe ich bezahlt und darauf geachtet, es nur mit Einweghandschuhen anzufassen. Die Schranke geht auf. Ich fahre hinaus. Bis hierhin läuft alles glatt.

Auf der Straße ist wenig Verkehr, zumindest für Hamburger Verhältnisse. Ich warte die ganze Zeit auf heranstürmende Streifenwagen. Sie kommen nicht.

Vor der Brücke könnten sie eine Straßensperre errichtet haben, um den Mörder von Michael Chang zu finden. Dem ist aber nicht so. Keine Kontrollen, kein Stau, ich fahre unbehelligt weiter. Niemand hält mich an.

Ich schaue auf die digitale Uhr im Fahrzeug. Es ist 19:47 Uhr. Ich lebe. Ich bin frei. Es geht mir gut.

Michael Chang lebt nicht mehr.

Er hat es überstanden und ich habe 120 Millionen Euro verdient.

Das reicht aus für viele sorgenfreie Leben in Wohlstand.

Vorausgesetzt, Geld ist das entscheidende Kriterium.

Ich fahre weiter in Richtung Autobahn. Alles bleibt normal. Niemand steht bereit, um mich zu verhaften.

Ich höre den NDR. Mein Mord wird nicht erwähnt.

Im Radio spielen sie Oldies. Beatles, Stones, Bob Dylan, Johnny Cash. Die Musik der Boomer. Musik, die ich kenne. Musik, die mir gefällt.

Ich fahre aufmerksam weiter, bald bin ich auf der Autobahn. Das Distance-Control-System in meinem Auto ist eingeschaltet. Das stand auf der Liste. Geblitzt zu werden, würde mir gerade

noch fehlen. Ich fahre über die Elbbrücken Richtung Veddel.

Diese Route wurde mir vorgeschrieben.

»Vermeide den Elbtunnel«, haben sie gesagt.

Bald habe ich die Stadt verlassen. Dann fahre ich weiter in Richtung Bremen. Dort habe ich am Nachmittag ein Zimmer im Park-Hotel bezogen.

Davon stand nichts auf der Liste. Das ist mein eigenes Drehbuch. Ich habe dort immer mal wieder übernachtet. Für morgen ist ein Meeting mit einer Werbeagentur geplant. Das ist mein Alibi, wenn auch nicht das Beste.

Ein Blitzler taucht vor mir auf. Fest installiert. Den kenne ich. Der Blick auf den Tacho bestätigt, dass die Geschwindigkeit passt.

Was werde ich machen?

Nach Bremen fahren.

Das Auto in der Nähe des Park-Hotels abstellen.

Zu Fuß weiter zum Hotel gehen.

Dann ein oder zwei Beck's in der Hotelbar nehmen, damit man sich an mich erinnert.

Mein Auto hat das Park-Hotel nicht verlassen, und Jochen Schröter, der perfekte Mörder, gibt den Leihwagen morgen früh bei Europcar wieder ab.

Dann läuft Oliver Reinders die acht Kilometer zurück, kommt verschwitzt von seiner morgendlichen Joggingrunde im Park-Hotel an, duscht, frühstückt und checkt aus.

Ich bleibe auf der Autobahn und fahre mit Richtgeschwindigkeit 130 weiter nach Bremen. Nicht zu schnell und nicht zu langsam. 120 Millionen Euro warten auf mich. Dafür kann man sich zusammenreißen.

Eine Stunde später erreiche ich Bremen. In der Hollerallee

stelle ich mein Auto ab. Bis zum Hotel sind es 1000 Meter, die ich zu Fuß zurücklege.

Ich treffe dort genau um 22:17 Uhr ein und sage zum Personal an der Rezeption: »Heute ist so ein schöner Sommerabend, einfach perfekt für einen kurzen Spaziergang durch den Park.« »Ist die Bar noch geöffnet?«

»Ja, natürlich, bis 24 Uhr«, entgegnet die Bedienstete am Counter. »Gehen Sie dort unten nach links, dann kommen Sie direkt in die Bar. Einen schönen Abend für Sie.«

»Danke«, entgegne ich, »für Sie auch – oder besser gesagt: ein frohes und stressfreies Schaffen noch.«

Die beiden Angestellten lächeln und nicken mir freundlich zu. Was sie antworten, nehme ich nicht mehr wahr, da ich bereits in Richtung Hotelbar abgebogen bin.

Ich setze mich in einen Loungesessel in einer Ecke des Raumes und bestelle ein Beck's. Der Barmann kommt mit einer Flasche, einem Glas und einer Schale Nüsse auf einem Tablett und fragt: »Darf ich einschenken?«

Ich entgegne: »Darf ich aus der Flasche trinken?« und weiß bereits, was er antworten wird: »Das wäre mir am liebsten.« Die Nüsse stellt er auf den Tisch. Das Glas nimmt er wieder mit.

Jetzt, in dieser vertrauten Umgebung, fühle ich mich sicher. Die Anspannung fällt ab. Nach einem ersten langen Zug spüre ich, wie Leichtigkeit und Entspannung durch meinen Körper fließen. Mein limbisches System produziert endlich Endorphine. Ich leere die Flasche in einem Zug und bestelle eine zweite.

»Jetzt hast du den Sack zugemacht und dabei ein Schweinegeld verdient«, sage ich mir. »Was für ein

Stundenlohn! Aber zu welchem Preis?«

Ich bin ein Mörder. Das ist nun Fakt. Aber warum soll ich mich aufregen? Wieso denke ich überhaupt darüber nach? Die Sache ist gelaufen. Herr, gib mir die Kraft, die Dinge zu akzeptieren, die ich nicht ändern kann.

Die zweite Flasche Beck's kommt. Ich setze sie hochwillkommen an meine Lippen und trinke sie halb aus.

Ich nehme mein Handy aus der Tasche und schalte es wieder ein. Mal sehen, ob schon etwas in den Nachrichten steht.

Nichts.

Auf X nicht und auf Q nicht. Auf den Zeitungskanälen nicht und nichts auf Instagram.

Wieso auch? Es ist noch viel zu früh. Chang ist erst seit drei Stunden tot. Wahrscheinlich wurde er nicht einmal gefunden.

Und wenn doch, dann ermittelt die Polizei. Natürlich, was denn sonst? Die Presse wird erst später informiert. Viel später. Ich beschließe, nicht mehr zu suchen, abzuschalten und den Rest des Abends an der Bar zu genießen. Morgen früh werde ich den Leihwagen zurückbringen und um zehn Uhr mein Meeting abspulen. Alles wird sein wie immer.

Ich sehe mir noch schnell meine E-Mails an.

Nichts Besonderes. Rückfragen aus dem Büro. Ein Kollege schlägt mir die Werbeagentur eines Golfpartners vor. Er glaubt, dass wir dadurch Geld sparen können. Aber wir kommunizieren nicht, um Geld zu sparen, sondern um Botschaften zu transportieren, damit wir unsere Vertriebsziele erreichen. Ich werde mit dem Mann reden, später.

Wie an den meisten Tagen in den letzten zwei Wochen kann

ich dem Drang, meinen Kontostand zu kontrollieren, nicht widerstehen. Die vielen Nullen vor dem Komma sind atemberaubend und besser als Sex und jedes Dope, das ich in meinem Leben schon probiert habe. Mein Hirn wird augenblicklich von Endorphinen geflutet. Direkt und intensiv.

Was ich dann erlebe, ist für mich ein Superkick. 100% Glück, 100% Adrenalin und 100% Testosteron. Ich bin der Größte!

Die App mit meinem Kontostand ploppt auf:

-2.375,00 uro

Was ist das?

Mir wird schlecht!

Ich schaue noch einmal hin.

-2.375,00 uro

Das kann nicht sein.

Ich sehe ein drittes Mal hin.

-2.375,00 uro

Wo sind meine Millionen?

Ich rufe die Kontobewegungen auf.

Das Geld wurde meinem Konto gar nicht gutgeschrieben.

Alle anderen Kontobewegungen scheinen zu stimmen. Nur der Superkick ist nicht mehr da.

Mir wird heiß. Mein Mund ist schlagartig ausgetrocknet. Ich kann kaum sprechen.

Ich verspüre ein Schwindelgefühl.

Ich befürchte, in den nächsten Sekunden das Bewusstsein zu verlieren.

Meine Augen flimmern, ich bekomme Sehstörungen – vermutlich die Aura vor einem Migräneanfall.

Ich muss mich zusammenreißen. Einen Schwächeanfall kann ich

mir nicht leisten. Ich darf nicht auffallen. Und so schon gar nicht. »Bleib cool, Oliver. Das darf doch alles nicht wahr sein.«

Ich melde mich ab und logge mich wieder ein.

Meine Hände zittern vor Aufregung.

Ich erhalte erneut die Freigabemeldung. Ich wische den roten Regler nach rechts.

Das Konto erscheint.

Finanzübersicht.

-2.375,00 uro

Die rote Zahl auf dem Display brennt greller als ein Laser.

Ich trinke mein Beck's aus und bestelle krächzend ein weiteres Bier sowie einen Aquavit.

Drei Minuten später bringt mir ein gut gelaunter Barmann beides.

»Sehr zum Wohl, Herr Reinders. Lassen Sie es sich schmecken«, sagt der Arsch und geht wieder zurück zu seinem Tresen.

Ich muss ruhig bleiben.

»Oliver, denk logisch.«

Das kann nicht sein. Wir sind hier in Deutschland, nicht in einer Bananenrepublik. Hier gibt es Sicherheitsvorkehrungen. Hier werden die Banken kontrolliert. Da sind Fehlbuchungen oder plötzliche Rückbuchungen unmöglich. Es muss ein Fehler vorliegen.

Der Mord an Chang hat mich emotional verwirrt. Ich muss etwas falsch gemacht haben. Ich habe die letzten 14 Tage immer wieder mein Konto aufgerufen und den Kontostand kontrolliert. Die 120 Millionen waren da.

Die Gewinnmitteilung von der Eurolotterie!

Die Bestätigung der Anweisung!

Ich habe beides eingescannt und in meiner Cloud abgelegt. Ich muss sie finden. Darauf steht auch, auf welches Konto überwiesen wird.

Ich suche bei fileee nach »Eurolotterie«. Ich finde nichts.

Ich rufe alle Belege vom 2. Mai 2025 auf. An dem Tag kam die Gewinnbenachrichtigung. fileee findet keinen Upload mit diesem Datum.

08.05.2025. Da kam die Auszahlungsanweisung. fileee findet auch nichts mit diesem Datum.

Ich suche in meinen E-Mails nach dem Auftrag und nach den Gewinnzahlen. Sie kamen von . Ich habe aber alles gelöscht. Unwiederbringlich. Zumindest für mich.

Kein Geld mehr. Keine Möglichkeit, die Sache mobil und online nachzuvollziehen. Ich muss die Originalbelege zu Hause in meiner fileee-Box einsehen. Morgen.

Hier ist eine Riesenscheiße am Start.

Ich brauche noch ein Bier. Ich zeige dem Barman die leere Flasche. Er sieht mich, nickt und bringt eine neue Flasche.

Man hat mich offensichtlich verarscht. Damit habe ich nicht gerechnet. Aber jetzt ist es wichtig, eins nach dem anderen zu prüfen.

Morgen früh kümmere ich mich um das Auto. Dann frühstücke ich und fahre zu meinem Meeting mit der Agentur. Dort werden wir ungewöhnlich schnell zu einem Ergebnis kommen, da ich dieses Mal fast alles abnicken werde. Dann kann ich am frühen Nachmittag nach Hause fahren.

Wenn ich auch online nichts finde, bin ich sicher, dass ich ausgedruckte Unterlagen in meiner fileee-Box habe.

Kapitel 3 – USA, Texas

Als Kendra die E-Mail erhielt, schenkte sie sich sofort einen Bourbon ein. »Fuck. Ich habe es gewusst.« Nach all den Jahren hatte das Warten endlich ein Ende. Diese Botschaft würde alles verändern.

Die Adresse, 314159265358979323846@eiaifgzcf.io, basierte auf der Zahl Pi und wurde von Kendra persönlich generiert.

Was als Post-Box im Tor-Netzwerk entstand, wuchs über die Jahre zu einem Kommunikationssystem heran, dessen Sicherheit es mit CIA-Systemen aufnehmen konnte.

Der entscheidende Unterschied: Dieses Postfach war keine gewöhnliche Mailbox, es war eine Empfangsstation für Nachrichten aus einer Quelle, die jenseits aller vorstellbaren Dimensionen von Raum und Zeit lag.

Kendra hatte das Postfach noch nie aktiv aufgerufen. Warum auch? Sie würde informiert werden, sobald eine Nachricht eintraf. So wie jetzt.

Wette gewonnen! Wie so oft – ein voller Erfolg.

Kendra war de facto eine der reichsten Frauen der Welt. Sie war so etwas wie die große Schwester ihrer Tech-Bros. Wenn die Bubis genug gespielt hatten, sammelte Kendra sie ein und brachte sie nach Hause.

Ihr Vermögen hatte sie von ihrem Vater geerbt, dem großen J. R. Lewis. Sie hatte es vervielfacht, aus eigener Kraft. Sie verstand sich als Architektin der Zukunft, die tagtäglich ihre Visionen schärfte und mit ihrer Intuition jede Grenze sprengte.

»Ich verhandle mit der Physik, nicht mit Befindlichkeiten«, hatte sie einmal zu einem Investor gesagt. »Entweder du

steigst ein oder du verpisst dich aus meinem Luftraum.«

Kendra war nicht nur Unternehmerin, sie war die Frau, die die Träume der Science-Fiction Wirklichkeit werden ließ.

Mit Hartnäckigkeit und Durchhaltevermögen verwirklichte sie ihre Visionen. Die Entwicklung von E-Coptern, autonom fliegenden Drohnen, der Einsatz wiederverwendbarer Trägerraketen für die Raumfahrt und der Aufbau KI-gestützter Datenverarbeitungs- und Informationssysteme waren nur einige ihrer Leuchtturmprojekte.

»Wo ich bin, ist vorne – der Rest kann hinter mir herlaufen.«

Um ihren Vorsprung zu halten, war ihr jedes Mittel recht. Sie gab nie auf. Dank ihrer analytischen Denkweise erkannte sie mögliche Hindernisse und Gefahren früher als andere. Sie reagierte sie schnell, effektiv und rücksichtslos. Kendra war eine Meisterin darin, Rückschläge in Erfolge umzumünzen. Das hatte sie mit dem amtierenden US-Präsidenten, Reginald Brewster, gemeinsam.

Um direkten Durchgriff auf ihre Mitarbeiter zu haben, war sie eine Anhängerin flacher Hierarchien. Bei ihr gab es nur drei Stufen: Kendra, Gott und alle anderen.

Schlüsselpositionen besetzte sie grundsätzlich selbst. Sie vertraute ihren Mitarbeitern vorbehaltlos und arbeitete eng und direkt mit ihnen zusammen. Für sie machte es keinen Unterschied, ob es sich um einen Mann, eine Frau oder irgendwas dazwischen handelte. Solange sie ihre Visionen vorantrieben, hatten sie einen Platz an der Sonne und wurden großzügig entlohnt.

»Wenn ihr in meinem Boot sitzt, ist es mir egal, ob ihr Männlein, Weiblein, eine Katze oder eine verfickte KI seid.

Hauptsache, ihr rudert in die richtige Richtung.«

Wenn sie erkannte, dass ein Ruderer nicht mehr über das erforderliche Mindset verfügte, wurde er von einer Sekunde auf die andere gefeuert.

»Du brauchst dich gar nicht mehr hinzusetzen, pack deine Sachen und verschwinde«, sagte sie zu einem anerkannten Physiker, der ihr in einem Meeting widersprochen hatte.

Die erste E-Mail dieser Art hatte Kendra vor gut zwei Jahren erhalten. Für sie war es das unglaublichste Ereignis seit Menschengedenken. Besser als das Rad, besser als die erste Mondlandung und fast so gut wie Bourbon.

Danach folgte eine Flut an Informationen, die sie für den Ausbau ihres Imperiums einsetzte. Sie erhielt Daten, die es ihr ermöglichten, Einfluss auf die wichtigsten Machtpositionen zu nehmen.

Jetzt sah es wieder nach einem ›Vision-Day‹ aus. Die Nachricht auf ihrem Smartphone konnte alles auf den Kopf stellen. Diese E-Mail hatte das Potenzial, das Leben auf diesem Planeten entscheidend zu verändern.

Kendra hielt gerade ein Meeting mit ihrer Antriebscrew bei RedSky Dynamics ab. Es ging um Materialien, Gewicht, Speed und Kühlung.

Mitch Meyers referierte über die Möglichkeiten, leichtere und kostengünstigere Materialien zu verwenden.

Die Schwierigkeit bestand darin, dass für den Antrieb die Wasserstofftanks auf rund minus 253 Grad heruntergekühlt werden mussten.

Die Sicherstellung dieser kryogenen Temperaturen war ein technisch hochkomplexer Prozess, der eine Kombination aus passiver Isolierung, aktiver Kühlung und thermischem

Management erforderte.

Mitch referierte gerade über eine komplexe Materialkombination aus Kohlenstofffaserverbundwerkstoffen und Aluminium-Lithium-Legierungen, um die notwendigen Temperaturen für flüssigen Wasserstoff stabil zu halten, als Kendra abrupt aufstand, ihre Zigarette mit einem Zischen in ihrer Kaffeetasse versenkte und den Raum verließ. Ihre Unterlagen, ihr Wallet, ihre Tasche und Nash ließ sie zurück.

»Ich muss umgehend weg, Mitch, tut mir leid.«

In der Tür blieb sie noch einmal stehen, drehte sich um und sagte: »Das habt ihr gut gemacht, Jungs. Wir sprechen morgen um zehn weiter.« Dann sah sie ihren Windhund an: »Und du, Nash, brauchst du eine Extraeinladung?«

Das Nächste, was die Ingenieure wahrnahmen, war der Geruch von verbranntem Gummi, der entstand, wenn Kendra einen Blitzstart mit ihrem Sportwagen hinlegte. Zu Hause stürmte sie in ihr Arbeitszimmer, klappte ihr biometrisch gesichertes MacBook auf und las die E-Mail ein weiteres Mal. Als sie die Formel sah, musste sie schlucken. Sie ließ sich in einen Bürosessel fallen, zündete sich eine Zigarette an, füllte Nash frisches Wasser in seinen Napf und studierte die kryptische Zeichenfolge.

$$\lim_{n \rightarrow \infty} \sum_{k=0}^n \frac{(-1)^k}{(2k+1)^2} \log \left(1 + \frac{\alpha}{\sqrt{k^2 + \beta^2}} \right) = \frac{\pi}{2} \left(\int_0^\infty \frac{e^{-x^2}}{(x^2 + \gamma^2)^{3/2}} dx \right)^\delta$$

Entweder hatte sich jemand einen Scherz erlaubt, oder es steckte mehr dahinter – etwas, das sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht beurteilen konnte.

»Was haben wir denn da?«, murmelte sie. Nash sah sie mit

geneigtem Kopf an und gähnte. »Eine unendliche Reihe ... konvergiert gegen ein Integral. Klassisch. Aber diese Variablen ...?«

Ihre Augen fixierten die griechischen Buchstaben. »Alpha, Beta, Gamma, Delta. Das sind keine Konstanten. Das sind Platzhalter. Eine offene Frage. Eine Aufforderung.«

Sie lehnte sich zurück und blies den Rauch an die Decke.

»Das ist kein mathematischer Beweis. Das ist ein Fahrplan.«

Kendra wusste, dass in der Mathematik und Physik mit solchen Grenzwerten gearbeitet wurde, um Konvergenzen zu verstehen oder um komplexe Phänomene zu modellieren, die in unendlichen Skalen auftreten.

Sie würde Hilfe benötigen. Sie musste dringend mit Dr. Jane Williams vom MIT sprechen.

Jane war die einzige Person auf der Welt, der Kendra von ihrem geheimen Postfach erzählt hatte – und die ihre Vision von der Entwicklung eines Supercomputers kannte.

Jetzt brauchte sie Jane. Am liebsten sofort. Entgegen ihrer Natur, jemals um eine zweite Meinung zu bitten, griff sie zum Telefon. Dies hier war zu wichtig, um es alleine auszubrüten. Sie wählte die Nummer und es klingelte nur ein Mal. »Jane«, fiel Kendra ohne Begrüßung mit der Tür ins Haus, »schmeiß alles hin. Ich schicke dir was. Das musst du dir ansehen. Es kam über das spezielle Postfach. Du hast eine Stunde.«

Nach einer halben Stunde rief Jane zurück. »Wir müssen uns sehen, Kendra. Diese Informationen sind ...« Jane suchte nach Worten. »Verwirrend. So als wären sie nicht von dieser Welt. Lass uns das persönlich und nicht am Telefon besprechen.«

»Alles klar, Jane«, bestätigte Kendra knapp. »Ich mache mich auf den Weg.«

Kapitel 4 – USA, Texas, RedSky Dynamics

Am nächsten Morgen blieb Kendra in ihrem Tiny-House und telefonierte mit Adriana Decker, ihrer persönlichen Assistentin.

Adri war die derzeitige Mitarbeiterin Nummer eins in Kendras Welt. Sie erledigte für Kendra alles, was anstand. Sie füllte den Kühlschrank auf, managte die Wäsche, organisierte Kendras Mahlzeiten, engagierte Köche und Fitnesstrainer und hatte ein Auge auf ihre medizinische und kosmetische Betreuung. Das Einzige, was sie nicht schaffte, war, Kendra das Rauchen abzugewöhnen und Nash von der Couch zu verbannen.

Normalerweise hielten Kendras Assistentinnen diesen Job drei bis vier Monate durch. Dann wurden sie ausgewechselt oder warfen selbst das Handtuch. Adri war nun bereits seit acht Jahren an Bord – und an Abschied war nicht zu denken.

»Beim Rodeo, Adri, öffnet einer das Tor und der andere reitet den Bullen bis zur Glocke. Wenn's sein muss, reite ich das Biest auch zweimal, aber nur, wenn ich mich darauf verlassen kann, dass du mir die Türen offen hältst.«

Das war Kendras Definition für Zusammenarbeit. Und Adri lieferte. Während Kendra in der Arena kämpfte, hielt Adri ihr den Rücken frei und sorgte dafür, dass Entscheidungen ohne Reibungsverluste umgesetzt wurden. Es war eine Symbiose, die keine großen Worte brauchte.

»Hi Adri, guten Morgen, ich muss heute dringend nach Boston fliegen. Kannst du die Gulfstream an den Start bringen? Ich möchte so gegen eins abheben.«

»Guten Morgen, Kendra«, entgegnete Adri, »das ist gar kein

Problem. Die Gulfstream ist ohnehin an unserer Home Base bei RedSky Dynamics stationiert. Crew und Maschine sind startklar. Du kannst jederzeit abheben. Kommst du vor dem Abflug noch ins Büro, oder synchronisieren wir deine Tasks nachher im Jet?«

»Das machen wir unterwegs, Adri. Nach Boston fliege ich etwas mehr als vier Stunden, da haben wir genügend Zeit. Ins Büro komme ich heute nicht mehr. Ich muss mich vollkommen auf eine neue Sache konzentrieren.«

Kendra zündete sich eine Zigarette an und konkretisierte, was sie von Adri erwartete. »Bitte reserviere eine Suite im Four Seasons. Eine, in der ich diskret Gäste empfangen kann. Ich denke, fünf Nächte sollten vorerst ausreichen. Das heißt, ich werde am Donnerstag wieder zurück sein. Am liebsten wäre mir die Charles-Suite – kriegst du das hin?«

»Das geht klar, Kendra. Ich kümmere mich sofort darum«, antwortete Adriana. »Was ist mit deinem Video-Call um zehn mit Mitch? Den hast du gestern ganz schön verschreckt. Nimmst du den noch an? Er würde dir gerne sein neues Materialkonzept zu Ende erklären.«

»Ja, Adri, das ist wichtig. Diesen Call mache ich von hier. Die Unterlagen habe ich sowieso online. Lass den Termin stehen.«

»Okay, Sicherheitscheck, Kendra: Fliegst du allein oder kommen außer dem Security-Team noch weitere Personen an Bord?«

»Nein, ich werde wahrscheinlich ohne Sicherheitsteam fliegen. Greg soll um elf zu mir kommen, damit ich das finale Set-up mit ihm besprechen kann.«

»Klar, Kendra, ich kümmere mich darum. Ach ja – du hast

gestern Unterlagen und persönliche Sachen im Conference-Center zurückgelassen. Greg bringt alles mit. Kann ich sonst noch was für dich erledigen? Einen Kontakt in Boston herstellen?«

Kendra musste schmunzeln. Dass sie ihre Unterlagen vergessen hatte, war ihr noch gar nicht aufgefallen. Gut, wenn man gute Leute hat, dann ist vieles leichter.

»Nein, das ist okay so, Adri«, antwortete sie. »Um die Termine in Boston kümmere ich mich selbst. Ich bin schon groß.« Sie lächelte. »Ich werde das mit Greg nachher besprechen.«

Adriana wusste, dass Kendra Nachfragen und Bevormundung hasste. Von ihr erwartete sie, dass sie regelte, was zu regeln war – diskret, vorausschauend und selbstständig. Mitarbeiter, die sie mit ständigen Rückfragen nervten, konnte sie nicht gebrauchen. In Kendras Welt übernahm man Verantwortung, traf die richtige Entscheidung – und informierte den Boss. Die Kunst allerdings war, zu erkennen, wann Kendra gefragt werden wollte und wann nicht. Fehleinschätzungen in dieser Frage hatten schon manchem Mitarbeiter den Job gekostet. In Kendras Welt zählte Leistung. Wer sie mit Kleinkram aufhielt, flog.

Nach dem Video-Call mit Mitch wartete Greg Bryant, ihr Personal Security Officer, bereits auf sie, um den Boston-Trip zu besprechen.

»Adri teilte mir mit, dass du allein aufbrechen willst«, sagte er. »Das macht mir Sorgen, Kendra. Nicht dass ich Angst um dich hätte, aber du bist zu prominent für so etwas. Natürlich bist du der Boss. Wenn du deinen Termin um einen Tag verschieben könntest, würde ich vorausfliegen und

wenigstens eine ...«

Greg zögerte kurz, kratzte sich am Kopf und sah Kendra in die Augen.

»... Basissicherung herstellen. Du wärest dann nicht allein. Ich meine, ich bin da, wenn du mich brauchst.«

»Okay, Greg, das weiß ich zu schätzen«, sagte Kendra, nickte und erwiderte seinen Blick, »ich habe da etwas Wichtiges am Laufen, über das ich momentan nicht reden möchte. Noch nicht einmal hier.«

Kendra stand auf und nahm sich eine Cola aus dem Kühlschrank.

Sie hielt eine zweite in die Höhe. »Auch eine?«

Greg hob eine Hand und schüttelte den Kopf. »Nein, danke, das ist mir ehrlich gesagt zu ungesund.«

Kendra lächelte amüsiert. »Vielleicht hast du recht. Wenn du mitkommst, kannst du die Hotelsuite prüfen und sicherstellen, dass wir dort alles unter Kontrolle haben. In der Gulfstream ist genug Platz. Ich fliege – wie du weißt – fast allein; nur Nash ist bei mir.«

»Oh, der Wachhund«, entfuhr es Greg mit einem Blick auf den dösenden Whippet.

»Okay«, entgegnete Greg. »Die Gulfstream fliegt um eins. Ich komme dich eine halbe Stunde vorher abholen. Passt das?«

»Wie die Faust aufs Auge, mein Lieber. Bis nachher.«

Greg nickte, stand auf und verließ wortlos Kendras Tiny-House.

Kapitel 5 – Deutschland, Bremen, Park-Hotel

Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Dabei ist mir weniger der Mord als mein verschwundenes Vermögen durch den Kopf gegangen. Um mich abzulenken, habe ich ein Hörbuch gestartet: »Erinnerungen« von Wolfgang Schäuble – ein Zeitdokument deutscher Geschichte. Leider war ich mit meinen Gedanken woanders. So konnte ich den Erinnerungen meistens nicht folgen.

Jetzt ist es 7:00 Uhr, Zeit für die geplante morgendliche Runde durch das erwachende Bremen. Ich schlüpfe in meine Joggingsachen. Schwarze Leggings, weißes Sweatshirt, Läufersocken, Asics. Fertig. Nachdem sich die AirPods mit dem iPhone verbunden haben, verlasse ich das Hotelzimmer und gehe in Richtung Hauptausgang. An der Rezeption sitzt neues Personal. Ich grüße freundlich und laufe hinaus in den anbrechenden Tag.

Nach tausend Metern, die ich in etwas mehr als sechs Minuten zurücklege, komme ich zu meinem Leihwagen. Den Schlüssel habe ich schon in der Hand. Klick. Das Fahrzeug wird entriegelt.

Bremen ist klein und kompakt. Nach einer Viertelstunde bin ich bei Europcar. Das Büro ist schon besetzt. So war der Plan. Der Mietpreis wird in Rechnung gestellt, sagt der Mitarbeiter. Es ist eine Firma Schröter in Dieblich an der Mosel hinterlegt. Ich nickte und frage: »Die Abrechnung schicken Sie dann per Mail?« Der Mann bejaht. Das hat ja super geklappt. So sind alle Spuren verwischt. Ich gebe den Schlüssel ab und habe auf das Fluchtfahrzeug keinen Zugriff mehr.

Ich habe es mir angewöhnt, Dinge, die nicht zu ändern sind, aus meinem Sorgengedächtnis zu löschen. Über ungelegte Eier und »Was-wäre-wenn« zerbreche ich mir nicht mehr den Kopf.

Ich trete auf die Straße und jogge zum Park-Hotel. Die Joggingrunde lege ich routiniert zurück. Auch wenn ich schlecht geschlafen habe und die vier Beck's ein wenig Kopfschmerzen verursachen, bin ich 45 Minuten später wieder am Ziel. An der Rezeption frage ich, wo es Frühstück gibt. Das weiß ich zwar, aber ich bilde mir ein, dass es klug ist, am Morgen nach der Tat in Hamburg, in einem Hotel in Bremen gesehen zu werden.

Auf meinem Zimmer nehme ich eine heiße Dusche, rasiere mich und gehe frühstücken. Die Zahl 120 Millionen Euro geht mir nicht mehr aus dem Kopf.

Ich habe geliefert und damit Schuld auf mich geladen.

Wieso hat man mir meinen Lohn zuerst gezahlt und dann wieder genommen?

Wie ist das technisch möglich?

Wie kann man einen Lottogewinn arrangieren, um ihn dann wieder rückgängig zu machen?

Langsam zweifle ich an meinem Verstand.

Werde ich verrückt?

Ich suche mir einen Platz in einer Ecke und bestelle einen Kaffee mit Milch. Den Orangensaft nehme ich mir am Buffet. Heute reichen mir ein Croissant, Butter und ein wenig Marmelade. Ich bin, oh Wunder, immer noch nicht hungrig.

Ich gieße mir Kaffee ein, trinke einen Schluck und beiße in mein Croissant. Dann leere ich den Orangensaft und lege das Handy auf den Tisch. Ich rufe ein weiteres Mal mein Onlinebanking auf.

Vielleicht habe ich gestern einen Fehler gemacht?

Löst sich heute, an diesem 15. Mai 2025, alles in Wohlgefallen auf?

Der Log-in-Link ist noch im Browser. Die Freigabe-Anforderung über die App kommt, ich bestätige, wische den roten Schieber nach rechts und gehe zur Finanzübersicht.

Kontostand: - **2.375,00 uro**

Immer noch!

Ich kann das jetzt und hier nicht klären. Ich muss zu Hause meine Unterlagen checken. Welche Optionen habe ich?

Kontakt aufnehmen? Ich könnte eine E-Mail an senden. Und dann? Wahrscheinlich weiß er sowieso, was ich denke, wie ich mich fühle und wo ich gerade bin.

Mit der Lottogesellschaft sprechen? Wenn ich einen Ausdruck der Gewinnmitteilung habe, könnte ich das versuchen. Aber das bringt eine Art von Aufmerksamkeit, die ich im Moment nicht gebrauchen kann.

Mit der Bank sprechen? Was soll ich sagen? Gestern hatte ich 120 Millionen auf meinem Konto und heute ist alles weg. Wenn sie nicht gleich die Staatsanwaltschaft einschalten, werden sie mich fragen, was ich da geraucht habe.

Das bringt jetzt nichts mehr. Ich konzentriere mich auf mein Meeting und sehe zu, dass alles professionell abgespult wird.

Ein letzter Blick auf die Newsleiste meines Handys. Der Suchauftrag nach Michael Chang hat einen Post gefunden. Es handelt sich um einen Blogbeitrag von Tech-Frontier. Dort steht:

»Michael Chang erklärt vor Studenten am MIT, warum

Künstliche Intelligenz frei verfügbar sein muss. Der Chairman von MC Tech, Michael Chang, erklärte am 15. Mai bei einer Gastvorlesung vor Studenten des MIT in Boston, zwei wesentliche Punkte ...<

»Was ist das nun wieder?«, murme ich verstört. »Hört denn diese Achterbahnfahrt überhaupt nicht mehr auf?«

Ich lese weiter:

Eigentlich interessiert mich das nicht. Momentan habe ich andere Probleme, als mich um die Befindlichkeit einer KI zu sorgen. Der Bericht endet mit einem Auszug aus seinem Vortrag. Chang fragt: »Warum aber ist Transparenz bei der Entwicklung von KI wichtig?«

Seine Antwort wird gleich mitgeliefert: »Ich will es Ihnen sagen: Transparenz verhindert Missbrauch, fördert den Austausch von Best Practices und schafft gemeinsame Standards. Von der Gesetzesinitiative der Europäischen Union, die kurz vor dem Abschluss steht, erhoffe ich mir einen entscheidenden Schritt nach vorn.«

Meine Verwirrung ist komplett. Chang will das Geschäft mit KI reglementieren. Sollte er deshalb liquidiert werden? Aber warum ausgerechnet von mir? Und wie konnte der Mann, den ich am 14.05.2025 in Hamburg erschossen habe, am 15.05.2025 in Boston einen Vortrag zu dem Thema halten?

Bezieht sich dieser Beitrag auf das vergangene Jahr? Auf 2024? Ich suche auf Safari nach »Michael Chang, MIT, 15.05.2025«.

Ich bekomme verschiedene Ergebnisse, auch Einträge von Michael Chang, dem Tennisspieler, und allgemeine Informationen zum MIT. Tatsächlich finde ich eine Veranstaltungsankündigung zu einer Gastvorlesung am 15.05.2025.

Ich sehe mir den Blogbeitrag bei Tech-Frontier noch einmal genau an. Der Beitrag ist von heute!

Wenn Chang in Boston ist – wen, zum Teufel, habe ich in Hamburg erschossen?

Kapitel 6 – USA – Massachusetts

Als Kendra sich später im Jet zurücklehnte, schweiften ihre Gedanken zurück zu jenem Moment, der ihre lebenslange Faszination für die Quantenphysik ausgelöst hatte.

Es hatte mit einer zufälligen Teilnahme an einer Einführungsvorlesung von Prof. Dr. Jane Williams begonnen.

Der Titel ihrer Vorlesung lautete:

›Quantenverschränkung: Theorie, Experimente und Anwendungen in der Quanteninformatik.‹

Das faszinierende Phänomen der Verschränkung von Teilchen fesselte Kendra augenblicklich. Sie erkannte sofort die unendlichen Möglichkeiten, die diese Fachrichtung für sie bereithielt.

Insbesondere das Quant, die kleinste mögliche Einheit, in der eine physikalische Größe existieren kann, faszinierte sie. Es schien, als könne man sehr bald alles – aber auch wirklich alles – bis hin zu Quarks, Elektronen und Photonen in ihre fundamentalen Bausteine zerlegen, um sie dann praktisch zu nutzen.

Die Quantenphysik eröffnete neue Wege des Verstehens. Ihre Theorien beschrieben Phänomene und Prinzipien, die für die klassische Physik unsichtbar blieben.

Kendra wusste noch genau, wie Dr. Williams die Grundlagen dieser Disziplin beschrieb.

›Die Quantentheorie ist der Rockstar in der Welt der Physik. Sie wagt es, Pfade zu beschreiten, die der klassischen Physik für immer verschlossen bleiben.‹

Für sie war es eine Offenbarung: Vergiss die alten Naturgesetze, widme dich dem Hogwarts der realen Physik und

werde eine Magierin.

›Was genau meinen wir mit Quantisierung?‹, fragte Dr. Williams ihre Studenten. Nach einer kurzen Pause dozierte sie weiter: ›Wir betrachten kleinste physikalische Größen, die nicht mehr kontinuierlich, sondern in festen, diskreten Paketen vorkommen. Diese Energiepakete nennt man Quanten. Anders als in der klassischen Physik gibt es keine möglichen Werte zwischen diesen Paketen.‹

Zur Verdeutlichung führte sie ein simples Beispiel an: ›Denken Sie an einen Eimer, den Sie mit Wasser füllen. In unserer makroskopischen Welt können Sie scheinbar beliebig viel Wasser hinzufügen oder entnehmen. Jeder Tropfen zählt. Es entsteht ein stufenloser Fluss. In der Quantenphysik existiert diese Kontinuität nicht. Auf subatomarer Ebene kommt Energie ausschließlich in diskreten, also fest definierten Paketen vor, niemals in einem Kontinuum. Energie ist kein fließender Strom, sondern eine Abfolge von Sprüngen. Wir zählen Quanten daher immer nur als Vielfaches eines unveränderlichen Grundbetrags. Eine stufenlose Betrachtung der Natur ist auf dieser Ebene schlicht nicht möglich.‹

›Das ist wie bei einer Rinderherde‹, sagte Kendra. ›Du kannst 100 Bullen zählen oder 101, nicht aber 100,3, vorausgesetzt, du lässt außer Acht, ob es sich um Bullen oder Ochsen handelt.‹

Die Studenten kicherten und Dr. Williams nahm das Beispiel dankbar auf.

›Vielen Dank für Ihren Input, Miss Lewis. Das zeigt, dass eine gute Analogie selbst trockene physikalische Themen nachhaltig erklären kann.‹

›Ein ebenso faszinierendes Phänomen der Quantenphysik ist

die Superposition«, setzte Dr. Williams ihre Vorlesung fort.
»Das bedeutet, dass ein Teilchen verschiedene Zustände gleichzeitig annehmen kann. Es kann gewissermaßen an mehreren Orten zugleich sein. Erst wenn man es beobachtet, entscheidet sich das Teilchen für eine bestimmte Position.«

»Schrödingers Katze«, rief es aus dem Auditorium.

»Genau die«, stimmte Dr. Williams zu. »Sie ist das berühmteste Gedankenexperiment, das dieses Prinzip veranschaulicht. Eine Katze in einer Box ist gleichzeitig lebendig und tot. Wir wissen es nicht. Erst wenn jemand die Box öffnet und die Katze beobachtet, nimmt sie einen definierten Zustand an. Dann ist sie entweder am Leben oder tot.«

Kendra hätte einen guten Witz über ihren Kater Gus machen können, hielt sich aber zurück. Sie war hier nicht der Klassenclown.

»Schrödingers Katze führt uns nun zu einem weiteren Phänomen in der Quantenmechanik. Es handelt sich um die Verschränkung zweier Teilchen. Wenn die Katze tot ist, ist das Atom zerfallen; wenn sie lebt, ist das Atom nicht zerfallen.«

Das war logisch. Vorerst.

»Das bedeutet aber auch, dass zwei Teilchen, selbst wenn sie Lichtjahre voneinander entfernt sind, auf mysteriöse Weise miteinander verbunden bleiben.«

Dr. Williams machte eine Pause. Das musste sich bei ihren Studenten erst setzen.

»Ändert sich der Zustand des einen Teilchens, beeinflusst das augenblicklich den Zustand des anderen – als ob Raum und Zeit keine Rolle spielten.«

Die Professorin machte es noch einmal deutlich: »Das alles sind keine Visionen und keine Fantasien. Die Quantenverschränkung, die Einstein so treffend als »

bezeichnete, wurde inzwischen durch Experimente bestätigt. Obwohl wir noch nicht alle Aspekte verstehen, wissen wir, dass diese mysteriöse Verbindung zwischen zwei Teilchen real ist. Wenn ihr mehr darüber erfahren möchtet, spricht mich gerne an; dann erhaltet ihr passende Literaturempfehlungen.«

Kendra wollte mehr wissen und sprach Dr. Williams nach der Vorlesung an. Sie musste unbedingt tiefer in die Materie einsteigen.

Das alles passte genau in Kendras Welt. Die Logik, die Ordnung, die Perspektiven.

»Die Entwicklung von Quantencomputern steht noch ganz am Anfang, verglichen mit dem Potenzial, das sie entfesseln werden«, prophezeite Dr. Williams damals. »Sie basieren auf den Prinzipien der Superposition und der Verschränkung. Diese Rechner werden eines Tages in der Lage sein, unglaublich komplexe Probleme zu lösen. Aufgaben, die für herkömmliche Computer unlösbar wären – vielleicht sogar die Entschlüsselung von Botschaften aus der Zukunft.«

Kendra dachte an John Glenn und seinen ersten historischen Raumflug. Die Berechnungen seiner Flugbahnen übernahm 1962 erstmals ein Computer, der IBM 7090.

Vielleicht war es ihre Mission, das nächste Kapitel zu schreiben: einen Quantencomputer zu erschaffen, der die komplexen Formeln aus der Zukunft entschlüsseln und anwenden konnte. Eine Queen, die über einen Algorithmus verfügen würde, die präzise Logik, weibliche Intuition und Kendras

unbändiges Durchsetzungsvermögen verknüpfte. Damit würde sie die Grundlage für technologische Quantensprünge schaffen, die weit über das gegenwärtig Vorstellbare hinausgingen.

›Quantensprünge, im wahrsten Sinne des Wortes‹, dachte sie sich. Die Wortspielerei gefiel ihr. Sie lächelte, zündete sich eine Zigarette an und nahm einen weiteren Bourbon.

Entspannt erinnerte sie sich noch genau an die entscheidenden Passagen aus Dr. Williams' Vorlesung: ›Was aber wäre, wenn die Raumzeit selbst zu einer Art ›Schleife‹ werden könnte?‹

Sie sprach von geschlossenen zeitartigen Kurven, von sogenannten , kurz CTCs genannt. Das Konzept war zunächst schwer zu fassen, aber sie erklärte es Kendra mit ihrer präzisen Art.

›Stellen Sie sich die Zeit nicht wie eine gerade Linie vor, auf der wir uns unaufhaltsam von der Vergangenheit in die Zukunft bewegen, sondern als einen Kreis.‹

›Wenn die Raumzeit unter extremen Bedingungen – etwa in der Nähe eines Schwarzen Loches oder durch die Manipulation von Wurmlöchern – so stark verzerrt werden könnte, dass sie sich biegt, wäre es möglich, an verschiedenen Punkten in die Vergangenheit und in die Zukunft zu gelangen. Und wir könnten – das ist ganz entscheidend – wieder zurück in unsere eigene Wirklichkeit, in die Gegenwart reisen.‹

›Sie glauben also ernsthaft, dass Zeitreisen möglich sind‹, fragte Kendra. ›Ich reise in die Zukunft, gehe auf die Rennbahn, notiere mir die Ergebnisse und reise wieder zurück. Dann warte ich, bis in der Gegenwart die Rennen stattfinden, setze eine Million auf Sieg und gewinne? Das ist nicht Ihr Ernst, Professor?‹

»Nein, Kendra, ist es nicht. Wir müssen die Theorie von der Praxis unterscheiden«, antwortete Dr. Williams damals. »Die Paradoxien, die entstehen könnten, sind überwältigend. Ich denke da an das berühmte Großvater-Paradoxon. Was würde passieren, wenn Sie in die Vergangenheit reisen und Ihren Großvater erschießen?«

»Das käme darauf an«, antwortete Kendra mit einem Schmunzeln, »ob ich ihn umlege, bevor oder nachdem er den guten alten J. R. Lewis gezeugt hat. Dann wäre ich entweder nicht existent oder in weniger attraktiven Lebensumständen aufgewachsen.«

»Wenn Sie aber nicht existieren, Kendra, wie können Sie dann Ihren Großvater erschießen? Vielleicht haben wir bisher keine Beweise für Zeitreisen, weil das Universum Mechanismen hat, solche Paradoxien zu verhindern – eine Art »Selbstkorrektur« der Raumzeit?«

Jane schloss mit einem Blick in die Zukunft: »Doch wenn wir jemals die Gesetze der Raumzeit verstehen, beherrschen und vielleicht sogar Wurm Löcher stabilisieren könnten, dann wäre es denkbar, dass Zeitreisen nicht nur Science-Fiction bleiben, sondern Realität werden. Die Raumzeit selbst könnte den Schlüssel zur Vergangenheit in sich tragen, verborgen in den Schleifen der CTCs, die wir erst zu entschlüsseln beginnen.«

Eine Stewardess unterbrach Kendras Gedanken. »Darf ich Ihnen eine kleine Mahlzeit servieren, Miss Lewis?«, fragte sie.

»Nur zu. Was hat Adri denn ausgesucht?«

»Ich habe einen Salat mit Lachs für Sie und das Hähnchen mit Reis für Nash. Zum Nachschinken gibt es für beide eine Portion Vanilleeis mit Sahne.«

Kapitel 7 – USA, Boston, Four Seasons Hotel

In Boston angekommen, fuhr Greg sie auf direktem Weg ins Four Seasons. Die Fahrzeuge warteten bereits neben der Landebahn. Da Kendra nicht zum ersten Mal in der Charles-Suite abstieg, kannte Greg die Räumlichkeiten. Er wusste, dass die Fenster schusssicheres Glas hatten. Eine Partneragentur hatte bereits einen Vorab-Check zur Identifizierung von Abhörtechnik durchgeführt.

Greg brachte eigenes Equipment mit und testete alles noch einmal persönlich. Dabei setzte er RF-Detektoren ein, um Funksignale aufzuspüren, die von drahtlosen Mikrofonen oder Kameras gesendet wurden. Infrarot-Scanner nutzte er, um Kameras zu finden, die mit Infrarot-LEDs arbeiteten und mit NLJD-Detektoren spürte er elektronische Schaltkreise auf, selbst wenn die gesuchten Geräte ausgeschaltet waren.

Greg konnte nichts finden. Die Suite war mit hoher Wahrscheinlichkeit sauber.

Später, wenn Kendra unterwegs war, würde er sich zusätzlich um die üblichen Verdächtigen kümmern. Dann kämen Rauchmelder, Steckdosen, Spiegel, Vasen, Betten, Minibar, TV und alles, wo potenziell Überwachungstechnik versteckt werden könnte, an die Reihe.

Noch im Auto rief Kendra bei Dr. Jane Williams an, die sie unbedingt als Erste treffen wollte. »Jane, ich bin gerade in Boston angekommen, wann können wir uns sehen?«

»Ich kann in einer Stunde bei dir sein, Kendra«, antwortete Jane, »ich werde dich mit meinem Wagen abholen und wir reden an einem sicheren Ort. Nur du und ich. Wenn es das ist, was ich glaube, ist Vorsicht geboten. Wir müssen vermeiden, dass

wir abgehört werden.«

»Okay, Jane, wie du meinst. Ich bin zwar nicht paranoid – aber warum nicht.«

»Wir treffen uns am Eingang, bitte warte dort, ich möchte nicht, dass wir gesehen werden.«

»Warum so geheimnisvoll?«, fragte Kendra.

»Nicht am Telefon«, entgegnete Jane, »wir wissen nicht, ob jemand mithört. Ich komme mit einem sicheren Wagen. Lass dein Smartphone auf dem Zimmer. Nimm nichts mit, das man hacken oder tracken kann.«

Kendra schmunzelte. Der Letzte, der versucht hatte, sie reinzulegen, hatte eine längere Auszeit im Krankenhaus nehmen müssen, mit einem gebrochenen Kiefer. Es war schon erstaunlich, was so ein Kristallaschenbecher für eine Wirkung entfalten kann.

Jane legte auf und ging zur Tür. Sie zog einen leichten Mantel an und verließ ihre Wohnung. Sie lebte allein. Das hatte den Vorteil, dass sie niemandem Rechenschaft schuldete und keine dummen Fragen beantworten musste. Jane fuhr verschiedene Fahrzeuge. An diesem Abend entschied sie sich für einen fünfzig Jahre alten Golf I in Originalausstattung.

Sie erreichte das Four Seasons früher als erwartet. Das war aber kein Problem, denn die superpünktliche Kendra wartete bereits auf sie.

Jane hielt an, Kendra stieg ein.

»Hallo, Kendra.« Jane beugte sich vor, deutete eine Umarmung an und hauchte Kendra einen flüchtigen Kuss auf die Wange.

»Lass uns ein Stück fahren. Ich weiß schon wohin, ich kenne einen Ort in der Nähe, an dem wir abhörsicher sprechen

können«, versicherte Jane.

Kendra nickte und Jane schaltete das Radio ein. Es wurde das Lied »Nightingale« von Norah Jones gespielt.

»Hast du dein Smartphone, deine Smartwatch oder sonstige Tracker im Zimmer gelassen?«

»Ja, natürlich. Ich habe nichts dabei«, bestätigte Kendra.

Jane nickte und antwortete. »Gut, das Auto hat noch kein Navi und keine Elektronik. Alles alte Transistortechnik. Alles so gut wie abhörsicher.«

Sie fuhren zehn Minuten lang in den Pine Banks Park und hielten auf einem einsamen Parkplatz an. Schweigend stiegen sie aus, verschlossen das Auto, das keine Zentralverriegelung hatte, und gingen, ohne ein Wort zu wechseln, in Richtung Parkmitte. Erst als sie sicher waren, dass keine Überwachungskameras sie aufzeichneten, äußerte sich Jane: »Die Nachricht enthält eine komplexe mathematische Formel, die wie eine Grenzwertberechnung wirkt – sie könnte ein Modell zur Beschreibung eines quantenmechanischen Systems sein. Ich habe so eine Berechnung noch nie gesehen.«

»Und du bist sicher, dass diese Formel nicht durch einen Zufall in deinem Postfach gelandet ist?«, fragte Jane weiter.

»Da bin ich totsicher. Es ist kein Irrtum möglich. Diese Adresse kann man nicht hacken. Das kann ich zu 100 % ausschließen.«

»Und der Text war nur diese Formel?«, wollte Jane wissen. »Sie ist in sich geschlossen und enthält logische Elemente. Sie sieht nicht wie ein Fake aus. Und wenn doch, wer sollte so eine komplexe Formel konstruieren?«

Kendra hatte schon seit Jahren Nachrichten auf diesem Postfach erhalten. Das wusste außer ihr niemand. Auch Jane

nicht. Die Informationen, die kamen, waren unverschlüsselt und auf Englisch abgefasst. Kendra beschloss, Jane darüber vorerst nicht ins Vertrauen zu ziehen.

»Nach unserem heutigen Vorstellungsvermögen wurde ein Weg gefunden, Teilchen, vermutlich Photonen, zu stabilisieren und mit identischen Zwillingen aus der Vergangenheit zu verschränken«, entgegnete Jane mit einem leichten Zittern in der Stimme.

»Aber, nach allem, was wir wissen, kann eine Verschränkung nicht dazu verwendet werden, Informationen in die Vergangenheit zu senden«, wandte Kendra ein. »Dies würde das Kausalitätsprinzip verletzen.«

»Ja, ich weiß«, stimmte Jane zu. »Die Wirkung kann nicht vor der Ursache eintreten. Das ist eine grundlegende Säule unserer Physik.«

Jane blieb stehen und sah Kendra an: »Aber jetzt denke einmal an Leonardo da Vinci. Der technisch versierteste Mensch seiner Zeit hätte die Funktion eines iPhones niemals verstanden. Seine Physik hätte es nicht zugelassen, dass das, was jemand in Mailand sagt, von einem anderen in London gehört wird. Und genau so geht es uns. Jetzt liegen wir 500 oder mehr Jahre zurück. Es ist, als ob Leonardo ein FaceTime-Call mit der Zukunft führt. Wie haben sie dich gefunden?«

»Dadurch, dass ich ein Logbuch führe, das diese Informationen enthält. Dieses Logbuch werde ich auf dem Mars hinterlegen. Eine ausreichend intelligente Zivilisation wird es finden und wird mit uns einen Video-Call führen, während alle anderen noch nicht einmal den Buchdruck kennen.«

Kendra redete sich in Rage. »Wir wurden ausgewählt, den

Boden zu bereiten, auf dem ein heute noch zartes Pflänzlein gedeihen kann. Es wird die Zeit kommen, in der wir mit unseren Nachfahren kommunizieren können. Eine Zeit, in der es die Schranken eines linearen Zeitbegriffs nicht mehr gibt. Lass uns dieses Apfelbäumchen heute pflanzen.«

Kapitel 8 – Deutschland, Bremen, Schwachhausen

Zehn Minuten vor neun checke ich im Park-Hotel aus, steige in meinen weißen Audi Q5 und mache mich auf den Weg nach Bremen-Schwachhausen, in die Von-Moltke-Straße, wo die Agentur Abraham in einem alten Bürgerhaus aus dem 19. Jahrhundert residiert.

Das weitläufige Haus bietet Platz für zahlreiche Büro- und Besprechungsräume; zudem verbirgt sich im hinteren Teil ein Garten, den in dieser Stadtlage niemand erwarten würde.

Die Agentur Abraham hat insgesamt 24 fest angestellte und freie Mitarbeiter. Sie arbeitet fast ausschließlich für unseren Konzern und für eine Bremer Reederei.

Das hat den Vorteil, dass wir ein wichtiger Kunde sind und deshalb alles auf uns fokussiert ist. Das kann aber den Nachteil haben, dass die Agentur die Betriebsblindheit des Kunden übernimmt. Entscheidend ist, dass ich mit Werner Abraham und seinem Team gut klarkomme.

Abraham versteht mich und weiß, was ich brauche. Er setzt alles daran, mir persönlich zu helfen. Bei Präsentationen innerhalb des Konzerns spricht er sich vorher mit mir ab und argumentiert in meinem Sinne. Für ihn bin ich der Fisch, dem der Köder schmecken muss. Und weil er mir schmeckt, fließt von meinem Werbebudget, das bei gut zehn Millionen Euro liegt, ziemlich viel in seine Kasse.

Als ich in der Von-Moltke-Straße ankomme, ist natürlich alles wieder komplett zugeparkt. Das ist fast überall so in Bremen. Deshalb hat mir Werner Abraham seinen Garagenplatz reserviert. Sein Auto parkt auf der Straße und seine Garage steht offen. Ich muss also nur noch hineinfahren. Diese Art

von Kundenorientierung schätze ich sehr.

Ich parke meinen Q5 ein. In einem Zug. Ich weiß, dass ich vom Team schon beobachtet werde. Ich steige aus, nehme meine Tasche, verschließe das Auto, lasse die Garage offen und gehe zum Haus. Eine kurze Treppe führt zur Eingangstür, die sich zwischen Souterrain und Erdgeschoss befindet.

Werner Abraham und Michael O'Donnell erwarten mich bereits. Noch bevor ich klingeln kann, wird die Tür geöffnet.

»Hallo, Oliver, komm rein, bist du gut durchgekommen?«, fragt Abraham und streckt mir freundlich seine Hand entgegen.

»Wie man sieht«, ergänzt O'Donnell und begrüßt mich ebenfalls per Handschlag: »Schön, dich wiederzusehen. Ich freue mich auf die Diskussion.«

»Ja, ich freue mich auch«, sage ich. »Es war gestern doch nicht so spät wie gedacht.« Meine Legende muss schlüssig bleiben. »Ich habe die Gelegenheit genutzt, im Hotel E-Mails aufzuarbeiten.«

»Wir sind auf deine Reaktion gespannt«, sagt Abraham, »lass uns ins untere Besprechungszimmer gehen, da gibt es den besten Kaffee.« Dabei zwinkert er mir zu und geht schon einmal vor, ins Souterrain.

Obwohl ich immer noch die 120 Millionen im Kopf habe, bin ich erstaunlich ruhig und sogar neugierig darauf, was die Agentur vorbereitet hat. Wir nehmen an einem langen Tisch Platz. Wie immer sitze ich am Kopfende. So habe ich die beste Sicht auf den großen Screen, auf dem präsentiert wird.

»Mick hat das Projekt entwickelt«, sagt Abraham, »deshalb wird er jetzt übernehmen.«

»Super, ich bin ganz Ohr«, antworte ich. Michael O'Donnell ist einer der besten Texter und Konzeptentwickler, die ich

kenne. Er hat eine deutsche Mutter und einen irischen Vater. Dadurch ist er in Deutschland zweisprachig aufgewachsen.

Zweimal Native! Das hat den Vorteil, dass er Inspirationen aus dem angelsächsischen Raum verlustfrei adaptieren kann.

O'Donnell ist aber auch ein Texter, der um jedes seiner Worte ringt. Er hat einen klaren Standpunkt, den er vehement vertritt. Mick ist nicht einer dieser Ja-Sager, die den Kunden recht geben und genau das schreiben, was sie wollen. Bei diesem Mann kann ich mich darauf verlassen, dass ich ihn überzeugt habe, wenn ich mich durchsetze. Und wenn er gewinnt, weiß ich, dass ich einen guten Kompromiss ausgehandelt habe.

Auch heute freue ich mich schon auf die Auseinandersetzung mit Mick. Ich gebe nämlich auch nicht leicht nach, wenn ein Projekt in eine Richtung läuft, hinter der ich nicht stehe. Am Ende des Tages bin ich es, der den Kopf dafür hinhalten muss. Faule Kompromisse kann ich nicht gebrauchen.

»Also«, fängt O'Donnell an, »die Aufgabe war, eine internationale Positionierung und einen neuen Claim für den Konzernbereich Mechanische Trenntechnik zu finden. Der derzeitige Auftritt ist zu alt, zu langweilig und wird intern vom Sales-Team nicht mehr akzeptiert.«

Mick hält einen Moment inne, um seine Worte wirken zu lassen, dann sieht er mich an und fährt fort: »Tatsächlich beklagt sich die Vertriebsmannschaft über mangelnde Unterstützung. Unser Ziel ist es, einen internationalen Marktauftritt zu entwickeln, der in verschiedenen Geschäftsfeldern funktioniert. Der gesamte Bereich Mechanische Trenntechnik soll zukünftig nur noch eine Sprache sprechen. Das gesamte Vertriebsteam soll von einem neuen

Auftritt begeistert werden.«

Ich nicke, so weit, so gut.

»Was die Marktstellung dieses Unternehmensbereichs betrifft, kann man das wie folgt zusammenfassen«, fährt O'Donnell fort, »sie sind Technologie-, aber nicht Marktführer. Sie begreifen sich als gesicherte Nummer zwei am Markt, mit einem weiten Abstand zur Nummer drei. Sie trennen verschiedene Phasen wie Rahm und Molke. Sie separieren aber auch Flüssigkeiten und Feststoffe, wie das bei der Reinigung von Abwässern geschieht. Das sind Geschäftsfelder, wie sie verschiedener nicht sein könnten. Technisch nutzen sie die Fliehkraft und die unterschiedlichen Dichten der einzelnen Phasen, um sie voneinander zu trennen. Dafür stellen sie Zentrifugen her, die als Investitionsgüter eingestuft werden. Ihr Auftragsvolumen rangiert zwischen 100.000 Euro und zehn Millionen Euro. Spitzenprojekte können einen deutlich höheren Auftragswert erreichen.«

»So, oder so ähnlich«, stimme ich zu.

»Als Erstes haben wir versucht, einen abgehobenen, futuristischen Ansatz zu verwirklichen. Etwas völlig Undenkbares zu kommunizieren, das aber jeder kennt. Den Big Bang.« O'Donnell zeigt sein erstes Chart. Darauf steht nur ein Satz: Was der Big Bang vereint hat, können wir wieder trennen.

»Das aber hat uns noch nicht vom Hocker gehauen. Viel zu kompliziert und an den Haaren herbeigezogen.

Wir können zwar eine eindrucksvolle Bildsprache verwenden, aber ...«

Ein zweites Chart erscheint mit dem Claim und dem Abbild einer Spiralgalaxie im Hintergrund. Ein sehr schöner Effekt,

der ein Hingucker sein kann, aber nicht seriös ist, weder wissenschaftlich noch technisch fundiert genug, um unser Geschäft und unseren Konzern zu beschreiben.

»... nicht geeignet«, fährt O'Donnell fort, »das beschreibt nicht eure Expertise und ist nicht authentisch für die mechanische Trenntechnik. Und das passt auch nicht zu dir, Oliver, wenn ich das sagen darf.«

Mick fährt fort: »Dann haben wir es witzig versucht.«

Ein drittes Chart erscheint, immer noch mit dem Big Bang, aber mit dem Satz: »Was die Natur vereint, darf der Mensch ruhig trennen.«

»Wie du siehst: misslungen. Das würdigt in keiner Weise die Technik, die ihr anbietet. Eure Kunden könnten sich verarscht fühlen.«

Da hat er wohl recht. Das sehe ich genauso.

»Aber was ist es, das Westfalia Centrifuges besser kann als alle anderen?«

Er schaut mich an und erwartet eine Antwort wie aus der Pistole geschossen. Ich widerstehe dem Drang, Mick unser Unternehmen ein weiteres Mal zu erklären, und antworte einfach: »Sag du es mir.«

»Okay«, doziert O'Donnell weiter, »ihr liefert technisch zuverlässig das Herz der Produktion eurer Kunden. Die physikalische Grundlage eurer Technologie ist die unterschiedliche Dichte der Flüssigkeit, die ihr separieren wollt.«

»Genau«, sage ich, »die Fliehkraft ist unser Freund. Sie erledigt den Rest.«

»Richtig, die Fliehkraft erledigt den Rest. Danke für das Stichwort«, fährt O'Donnell fort. »Der Ansatz mit dem Big

Bang war gar nicht so weit daneben. Er ist allerdings nicht greifbar und spricht eure Zielgruppe nicht an. Da müssen wir uns schon etwas Besseres ausdenken.«

Das nächste Chart erscheint. Es zeigt Tiere. Hunde, Löwen, Tiger, Wölfe und Bären. Worauf will er denn jetzt hinaus? Ich wollte eigentlich für unsere technisch orientierte Neuplatzierung keine Tiermotive einsetzen. Am schlimmsten noch mit Begriffen wie: »Stark wie ein Löwe – Der König der mechanischen Trenntechnik!«

Oder: »Wir blicken über den Tellerrand hinaus und lösen auch Ihr Problem – mechanische Trenntechnik von Westfalia Centrifuges.«

Das ist es wirklich nicht.

»Wie wär's mit einer Kaffeepause?«, fragt mich Werner Abraham lächelnd, der die Spannung halten möchte. »Ein kleiner Cliffhanger vor dem Finale. Das kennen wir ja aus dem Fernsehen.«

Kein Problem, eine kleine Unterbrechung wird mir guttun. Da können wir uns im Garten ein wenig die Füße vertreten und frische Luft schnappen. Das kann ich gebrauchen. Beim Hinausgehen sehe ich ein Magazin mit dem Namen auf einem Beistelltisch liegen. Warum denke ich dabei sofort wieder Michael Chang? Hört das denn nie mehr auf?

Als ich es in die Hand nehme, fragt mich Abraham: »Kennst du ? Das ist ein wissenschaftlich ausgerichtetes Magazin, das nicht leicht zu lesen ist. Zudem ist »Nature« nur auf Englisch erhältlich. Mick hat sich damit beschäftigt. In dieser Ausgabe haben sie über Einstein, Quantenverschränkung, spukhafte Fernwirkung und sogar Zeitreisen berichtet. Geholfen hat es uns für dein Projekt

allerdings nicht.«

»Ach«, sage ich. »Interessant. Ein seriöses Magazin wie berichtet über Zeitreisen?« Auch das kommt mir vor wie ein Déjà-vu.

»Nicht wirklich«, antwortet Mick, »in dieser Ausgabe wurden die Physiker Alain Aspect, John Clauser und Anton Zeilinger porträtiert, die 2022 den Nobelpreis für ihre Experimente zur Quantenverschränkung erhielten. Ich dachte, das könnte Futter für die mechanische Trenntechnik sein, es war aber extrem theoretisch und viel zu abgehoben.«

»Ja, tatsächlich«, sage ich. »Wir möchten Flüssigkeiten trennen und nicht, dass sie verschwinden und sich auf eine Reise durch Raum und Zeit begeben.«

»Ist denn eine Reise durch Raum und Zeit denkbar?«, frage ich weiter. »Kann es sein, dass so etwas in Zukunft möglich wird?«

»Nein«, antwortet Mick entschieden, »wie sollte das gehen? Das ist für mich unvorstellbar, aber wer weiß, was in 500 Jahren möglich sein wird. So einen Zeitraum können wir nicht mehr überblicken. Dafür sind unsere Kenntnisse zu begrenzt.«

»Wohl wahr«, sage ich, »wenn man meinem Großvater, Jahrgang 1931, erzählt, was ein iPhone ist, hätte er das geglaubt? Nie und nimmer. Was hätten Martin Luther oder Christoph Kolumbus gedacht? Sie hätten sich darüber lustig gemacht, welcher Narr auf die Idee kommen kann, Depeschen über das Weltall rund um die Erde zu schicken. Damals hätten schon unsere Definitionen von Weltall und Erde zu tödlichen Konsequenzen geführt.«

»Wollen wir weitermachen?«, unterbricht Abraham meinen Gedankenfluss. »Möchtest du die mitnehmen? Wir brauchen sie nicht mehr. Wir haben unsere Hausaufgaben

erledigt und einen besseren Ansatz für die Neuausrichtung der mechanischen Trenntechnik gefunden, wie du gleich sehen wirst.«

Ich setze mich wieder an den Tisch. Abraham und seine Assistentin sitzen rechts von mir. O'Donnell steht vor dem Bildschirm und präsentiert. Er macht das Old School. Er steht vorne und führt weiter durch die Präsentation. Mit eigenen, frei gesprochenen Worten. Dabei ist er überzeugend und erklärt fundiert mit Witz.

»Mit vollen Hosen ist gut stinken«, das ist so ein typischer O'Donnell-Spruch. Bei dem Mann erkennt man sofort, dass er weiß, wovon er spricht.

»Wir haben das Prinzip der mechanischen Trenntechnik nicht erfunden«, setzt O'Donnell seine Präsentation fort. Jetzt folgen Bilder von Tieren mit nassem Pelz, die sich schütteln. Ich verstehe, was er meint. Das, was diese Tiere machen, ist auch eine Art von Rotation. Durch ihr Schütteln trennen sie die Flüssigkeit von ihrem Fell. Das habe ich verstanden. Ich bin mir aber noch nicht sicher, ob mir die Richtung gefällt. Die Bilder werden immer besser. Hund, Wolf, Löwe mit Mähne, Pferd, Bär, Eisbär. Der Eisbär ist brilliant. Man sieht genau, wie das Wasser in spiralförmigen Kaskaden aus seinem Fell geschleudert wird. Das Tier steht am Wasser. Es hat einen kräftigen, majestätischen Ausdruck. Auf der nächsten Folie sehe ich nur noch den Eisbären. Dann den Claim: »Wir haben die mechanische Trenntechnik nicht erfunden ...«

Bis hierhin bin ich d'accord. Gefällt mir gut. Das könnte wirklich passen. Jetzt muss er nur noch den Sack zumachen – und das tut er.

»... aber kaum einer beherrscht sie besser!«

O'Donnell hört auf zu präsentieren und setzt sich neben mich. »Was sagst du?«, fragt er. »Mission accomplished?«

»Fast«, sage ich und gieße Wasser in mein Glas. Ich nehme eines der Plätzchen, die auf dem Tisch stehen, und sehe Abraham und O'Donnell an. »Da fehlt noch was. Der Claim ist noch nicht rund. Er ist gut – aber nicht perfekt.«

Das, was jetzt kommt, ist reine Routine. Ich projiziere alles auf meinen Vorstand und meine Kollegen. Ich muss im ersten Schritt sicherstellen, dass ich eine interne Akzeptanz finde. Dann erst prüfen wir, wie der Markt und die Kunden reagieren könnten.

Die Marketingweisheit »Der Köder muss dem Fisch schmecken und nicht dem Angler« mag prinzipiell richtig sein. Die Frage ist nur: Wer ist der Fisch, und wer ist der Angler?

In einem Konzern ist die erste Zielgruppe die eigene Organisation. Diesen Fisch muss ich zuerst fangen. Danach kommt der Markt, mit Wettbewerbern und Kunden. Hier kann der Köder variieren. Wenn sich aber unsere Führungs- und Vertriebsmannschaft nicht wohlfühlt mit dem neuen Kommunikationskonzept, dann kannst du das vergessen. Dann wird dir jeder Misserfolg in die Schuhe geschoben. Jedes verlorene Projekt geht auf deinen Deckel. Dann hat das Marketing versagt und die Kunden falsch angesprochen.

Ich denke an meine Produktmanager, an Kurt, an Toto, an Godfrey, oder an Björn. Steigen sie alle zu mir ins Boot? Werfen sie mit mir gemeinsam den neuen Köder aus? Was ist mit Jefe? Steht auch der Vorstand hinter dem Konzept? Nein, noch nicht. Es ist noch nicht fertig!

»Es ist ein guter Ansatz«, sage ich, »aber es ist noch nicht fertig. Es ist noch nicht rund. Da fehlt noch was.«

»Mick, Werner, ihr wisst doch, wie wir im Konzern argumentieren. Wir haben das gemeinsam entwickelt. Wir orientieren uns am Kundennutzen. Wir richten den Fokus nicht auf unsere Unternehmensbereiche oder auf unsere Technik, sondern auf den Nutzen, den unsere Kunden durch den Einsatz unserer Technik erhalten. Was aber hat der Kunde davon, wenn wir sagen:

Wo ist der Kundennutzen? Was haben unsere Kunden davon? Wir müssen eine ergänzende Headline finden. Einen Einstieg in unsere Technik. In den Papierkorb gesprochen, etwas wie: »Reliable Separation – Meeting Every Challenge« oder so.«

»Ja, ich verstehe genau, was du meinst«, sagt Mick. »Ehrlich gesagt haben wir viel Zeit mit diesem wissenschaftlichen Ansatz verschwendet, bis wir auf die Idee mit der Natur und dem Eisbären kamen. Und weißt du was: Ihr solltet euren eigenen Anspruch korrigieren. Warum wollt ihr nicht die unumstrittene Nummer eins werden? Warum hat ein Hidden Champion den Anspruch, eine gute Nummer zwei am Markt zu sein? Habt ihr etwa Angst vor eurem Wettbewerb? Wenn ihr wirklich so gut seid, wie ich glaube, dann wird es Zeit, die Unternehmensziele zu ändern und klar die Pole-Position zu beanspruchen!«

»Können wir so verbleiben, dass wir alle Fakten zur Mechanischen Trenntechnik noch einmal durchgehen und dir nächste Woche ein fertiges und überzeugendes Konzept präsentieren?«

Das können wir. Das gibt mir die Möglichkeit, mich mit meinem 120-Millionen-Problem und Michael Chang weiter zu beschäftigen. Die , die mir Abraham auf meinen Platz

gelegt hat, nehme ich mit, ohne weiter darüber nachzudenken.

Zu Hause kann ich endlich meine Akten durchforsten und die Belege der Lottogesellschaft suchen.